

# Eine Bärenhöhle am Klausenpass im Kanton Uri [Fortsetzung]

Autor(en): **Muheim, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **22 (1936)**

Heft 8: **Berufsberatung II.**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-533288>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Eine Bärenhöhle am Klausenpass im Kanton Uri

Die sehr zeitraubende Reinigung, Konservierung und Untersuchung des heimgeschafften Materials wurde zum grössten Teil im Basler Naturhistorischen Museum von unserm zur Zeit bekanntesten Schweizer Säugetierpaläontologen, Herrn Dr. Stehlin, und seinen Mitarbeitern durchgeführt. Die Untersuchung des Knochenmaterials hat folgende Zusammensetzung ergeben:

<i>Ursus arctos</i> L.	Brauner Bär
<i>Canis</i> cfr. <i>familiaris</i> an <i>lupus</i>	grosser Haushund oder Wolf
<i>Capra ibex</i> L.	Alpensteinbock
<i>Rupicapra rupicapra</i> L.	Gemse
<i>Capra hircus</i> L.	Ziege
<i>Ovis aries</i> L.	Schaf
<i>Lepus variabilis</i> L.	Schneehase
<i>Microtus nivalis</i>	Schneemaus
<i>Putorius (Ictis) nivalis</i>	Wiesel.

Die Knochen des braunen Bären (*Ursus arctos*) verteilen sich auf mindestens acht Individuen, wobei beide Geschlechter vertreten sind. Sie gehören auch den verschiedensten Altersstufen an. Von einem sehr jungen, wahrscheinlich nur wenige Monate alten Tiere liegt ein grosser Teil des Skelettes vor. Vom Schädel wurden leider nur die Unterkiefer, die noch das Milchgebiss enthalten, gefunden. Bei den Bären der Klausenhöhle handelt es sich überhaupt um kleine Tiere. Nur ein Exemplar ist gross, wenn auch nicht aussergewöhnlich.

Der Bär, einst ein gefürchteter Räuber, darf wohl heute für die Schweiz als ausgestorben gelten. Während er aber aus gewissen Gegenden schon seit Jahrhunderten verschwunden ist, sind in andern Teilen der Schweiz die Wachtfeuer, die den Räuber von den Herden fernhalten sollten, vor nicht allzu langer Zeit erloschen. So wurde der letzte zürcherische Bär schon 1565 erlegt, in Unterwalden 1664, im Kanton Solothurn 1737. In Schwyz fiel der letzte Bär 1804. In einigen Teilen der Alpen und des Jura konnte er sich besonders lang halten; so wurden der letzte Bär im Urnerland 1822, im Kanton Neuenburg 1855, im Wallis 1860 erlegt. Der letzte Bär der Schweiz wurde im Kt. Graubünden 1904 geschossen. Aber noch melden zuverlässige Zeugen, sie hätten 1919 in den einsamen Tälern des Schweizerischen Nationalparkes eine Bärin mit Jungen gesichtet. Bei diesen Tieren kann es sich aber auch um Exemplare

handeln, die durch den Kriegslärm verjagt wurden, gleichwie zur selben Zeit aus dem Elsass ganze Rudel Wildschweine, oft am helllichten Tage, an den Dörfern vorbeistreichend, in die Schweiz hinüberwechselten und die Kartoffeläcker verwüsteten.

Es mögen hier noch einige Daten<sup>7</sup> über die Jagd auf Raubwild im Kt. Uri folgen, die zum Teil aus den alten Landbüchern, zum Teil aus Jahrzeitbüchern entnommen sind. So meldet ein Ratsbeschluss vom 25. August 1554, dass Wölfe im Schächental vorhanden seien. Jedermann, der durchs Schächental wandere, solle daher bei Busse einen Monat lang seine Hunde bei sich haben, bis die Wölfe gefangen seien. Nach dem Jahrzeitenbuch von Spiringen fand 1706 auf dem Urnerboden eine Bärenjagd statt, bei der sich 150 Urner- und 200 Glarnerjäger beteiligten. 1722 wurde ein Bär und ein Luchs im Reusstal geschossen. 1726 ein Bär in Silenen. 1727 wurde ein Luchs in Erstfeld, 1728 ein solcher in Flüelen erlegt. 1770 ein Wolf im Isenthal und 1774 ein Bär in Silenen. Am 25. August 1804 schoss der Kirchenvogt Josef Steiner von Riesenstalden einen Bären auf der Liedernen. Der letzte Bär im Kt. Uri wurde am 29. Mai 1822 im Sittli, Isenthal, von Josef Anton Infanger, Säger, geschossen. Die Vordertatzen hängen heute noch über der Haustüre der Dorfsäge Isenthal. Ein gleiches soll bis vor kurzer Zeit auch in Spiringen der Fall gewesen sein.

Unter dem Knochenmaterial der Klausenhöhle ist auch ein hundeartiges Raubtier belegt. Auf Grund des vorliegenden Materials kann jedoch nicht mit Sicherheit entschieden werden, ob es sich um einen grossen Haushund oder um einen Wolf handelt.

Reichlich ist auch der Alpensteinbock (*Capra ibex*) vertreten, der aus der heimischen Tierwelt ebenfalls schon lange verschwunden ist.

So ist der letzte ernerische Steinbock schon 1583 gefallen. Es ist überhaupt nur dem weidmännischen Sinn der italienischen Könige zu verdanken, dass diese stolzen Hornträger der Bergwelt das Bürgerrecht der Alpen noch besitzen, indem sie ihnen im Gran Paradiso ein Schutzgebiet geschaffen. Von dort aus wurde in den letzten Jahrzehnten mit Erfolg versucht, den Steinbock auch bei uns wieder einzubürgern. Von der ehemals weiten Verbreitung des Steinbocks, der nicht wenige der Wappen unserer alten Geschlechter und Orte ziert, zeugen nur noch die in den Höhlen bleichenden Knochen. Wir finden seine Knochen in

<sup>7</sup> Diese Daten verdanke ich zum Teil Herrn A. Schaller, Bahnhofvorstand in Flüelen.

den Höhlen der Steinzeitmenschen wie in den Pfahlbauten und im Abfall der römischen Legionen von Vindonissa. Auch im Jura war einst der Steinbock heimisch, wie die reichen Funde einer Höhle am Passwang vor einigen Jahren zeigten. Früher ein gewöhnliches Wildbret auf der Tafel der Herren und Mönche, ward dem Steinbock ein schnelles und ruhmloses Ende zuteil. Noch ums Jahr 1000 finden wir ihn auf der Speisekarte des Klosters St. Gallen. Aber schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts konnten selbst die sehr strengen Gesetze, die Bünden zum Schutze seines Wappentieres erliess, dasselbe nicht mehr vom Untergang retten. Schwere körperliche Strafen wurden nach den Erlassen von 1612 und 1663 verhängt, aber umsonst. Von hier an schweigen die Archive. Der letzte Steinbock der Schweiz soll angeblich 1809 im Wallis gesehen worden sein.

Kehren wir zur Klausenhöhle zurück! Bei dem engen Eingang derselben ist es nicht wahrscheinlich, dass die Steinböcke, deren Reste vorliegen, aus eigenem Antrieb in die Höhle hineinkrochen. Das mächtige Gehörn hat sie daran verhindert. Die Tiere sind eher von Räubern geschlagen und als Beute in die Höhle geschleppt worden, um daselbst ruhig verzehrt zu werden. Durch das Hineinzwängen in die enge Spalte wurde das Opfer arg beschädigt. Es liegt denn auch kein einziger einigermaßen vollständiger Schädel von einem Steinbock vor.

Die übrigen in der Klausenhöhle gefundenen Tiere, wie die Gemse, die Ziege, das Schaf, der Schneehase, die Schneemaus und das Wiesel, sind auch heute noch bei uns heimisch. Ihre Reste sind viel frischer als jene von Bär und Steinbock. Die des letztern sind meist sehr mürbe und verlangen eine sorgfältige und umständliche Behandlung. Etwas besser erhalten sind nur jene Knochen, die im Verwitterungslehm eingebettet waren.

Wie dies fast bei allen grössern Knochenansammlungen dieser Art der Fall ist, fanden sich auch hier einige, die krankhafte Veränderungen zeigen. So liegt zum Beispiel ein Mittelhandknochen eines starken Steinbockes vor, dessen oberes Ende eine gewaltige callöse Verdickung aufweist. Diese rührt von einer ersten, vollständig, jedoch schief verheilten Fraktur her. Das untere Ende fehlt und ist augenscheinlich ebenfalls durch einen Bruch bei Lebzeiten des Tieres vom Oberende getrennt worden. Die Bruchränder sind bereits wieder gerundet. Das Tier

dürfte somit noch einige Zeit gelebt haben, bis es infolge der stark behinderten Beweglichkeit wahrscheinlich einem Bären zum Opfer fiel.

Eigentliche pathologische Erscheinungen sind eher selten. So wurde unter dem sehr reichen Gebissmaterial kein einziger cariöser Zahn gefunden.

Sehr viele Knochen sind zerbrochen. Es handelt sich aber fast durchwegs um Brüche, die durch den Sturz in die Höhle verursacht wurden. Andere Knochen sind erst in mazeriertem Zustande durch herabfallende Tiere und Felsblöcke zerbrochen worden. Zerbissene Knochen wurden keine festgestellt. Nur eine Barentibia ist anscheinend von Nagern benagt.

Bearbeitete Knochen, die auf Menschen schliessen lassen, wurden ebenfalls keine gefunden.

Die Höhle vom Klausenpass ist noch unter einem andern Gesichtspunkt sehr interessant. Beim Studium der versteinerten Tiere zeigt sich immer wieder, dass fast zu allen Zeiten an bestimmten Orten von meist nur geringem Umfange Reste von oft vielen hundert Individuen angehäuft und eingebettet wurden.

Seit einiger Zeit ist man bestrebt, unter der Führung des bekannten Paläontologen Othenio Abel<sup>8</sup>

<sup>8</sup> So wertvoll die Arbeiten Abels überall da sind, wo eine descriptive Behandlung des Tatsachenmaterials vorliegt, so abwegig sind die Ausführungen des berühmten Paläontologen vielfach dort, wo es sich um die gedankliche Verarbeitung handelt. Deshalb ist auch die naiv-materialistische Art der Beweisführung Abels oft unhaltbar. So lesen wir beispielsweise in seinem Buche „Ueber die Stellung des Menschen im Rahmen der Wirbeltiere“ (1931): „Ich habe schon vor vielen Jahren — es war im Sommer 1920 — auf einer Gamsjagd in den Hohen Tauern beobachten können, dass einer meiner Freunde, ein Tiroler Gamsjäger, auf der Birsch nach einer Gemse an einer unserem Stande gerade gegenüberliegenden, fast senkrecht abstürzenden Wand noch an Stellen zu gelangen vermochte, an denen die Kletterfähigkeit des von ihm verfolgten Gamsbockes vollkommen versagte. Damals ist mir zum Bewusstsein gekommen, dass der Mensch dieses hohe Mass von Kletterfähigkeit aus alter Zeit ererbt haben muss und dass es wahrscheinlich ist, dass der Uebergang vom Baumleben zum Bodenleben in einem Lebensraum erfolgte, in dem der Menschenahne eine vorwiegend felskletternde Lebensweise führte.“ Und nun der „Autoritätsbeweis“: „Ich habe später —

auch diese Seite der naturgeschichtlichen Probleme zu studieren. Man sucht die Umstände und Ursachen, die zu einer Anhäufung von grossen Mengen Tierresten geführt haben, zu erforschen. Dabei konnten verschiedenste Ursachen namhaft gemacht werden, die zu derartigen Anhäufungen führen. Auf der einen Seite können tierische Reste auf mechanischem Wege angehäuft werden, indem sie infolge ihrer besondern physikalischen Eigenschaften vom Wasser zusammengeschwemmt werden, ähnlich wie der Schutt der Berge in den Flüssen und Seen als Geröll, Sand und Schlamm abgelagert wird.

Eine andere Ursache, die zu beträchtlichen Kumulationen von organischen Resten führen kann, liegt darin, dass eine bestimmte Oertlichkeit infolge ihrer besondern chemisch-physikalischen Verhältnisse als Tierfalle wirkt. Derartige Tierfallen sind schon eine grosse Reihe bekannt. Ich erinnere hier an die mörderischen Mofetten, deren berühmtestes Beispiel die Hundsgrotte von Neapel ist. Hier handelt es sich um giftige Gase, die dem Boden entströmen und alle Lebewesen in ihrem Bereich töten. In unserm Lande ist diese Art Tierfallen ebenfalls vertreten. Im Engadin strömen an verschiedenen Stellen, in Verbindung mit den bekannten Mineral- und Thermalquellen, Gase aus dem Boden. Die betreffenden Stellen sind schon von weitem durch völlige Kahlheit gezeichnet. Der Boden ist bei näherem Zusehen oft mit Insekten förmlich übersät. Es finden sich aber auch Vögel und kleine Säugetiere.

Eine weitere Gruppe Tierfallen stellen die Erdwachs- und Asphaltgruben dar. Bekannt ist die Erdwachsgrube von Starunia in Galizien, in der man ganze Mammut und Nashörner mit Haut und Haaren gefunden hat. Eine weitere berühmte derartige Falle sind die Asphaltümpfe von der Rancho La Brea bei Los Angeles in Californien. Hier liegt über dem weichen, zähen und klebrigen Asphalt eine Schicht Wasser. Die zur Tränke ziehenden Tiere bleiben im Asphalt stecken und locken mit ihrem angst-erfüllten Geschrei die Raubtiere an, die beim Versuch, die einsinkenden Tiere zu erbeuten, selbst dem heimtückischen Asphalt zum Opfer fallen. Die ganze Masse ist durch aufsteigende Gasblasen in stetiger

1925 — Gelegenheit gehabt, mit meinem leider seither verstorbenen Freunde, Professor Suschkin in Leningrad, während eines gemeinsamen Aufenthaltes in New York über diese Probleme zu sprechen und zu meiner Befriedigung eine vollkommene Uebereinstimmung unserer Anschauungen in diesem Punkte feststellen können." (!) Es hängt offenbar mit der hervorragenden Position Abels in der internationalen Wissenschaft zusammen, dass derartige „Erklärungen“ auch in der Fachliteratur kaum einmal eine Kritik erfahren!  
Die Redaktion.

Bewegung gehalten. Dadurch werden alle Leichenteile zerrissen; es finden sich nur einzelne Knochen. Bisher wurde erst ein verschwindend kleiner Teil ausgegraben, und schon schätzt man, dass nach den vorliegenden Knochen einige tausend Exemplare eines einzigen Räubers in der mörderischen Falle der Rancho La Brea zugrunde gingen.

Im Falle der Klausenhöhle handelt es sich nun offensichtlich auch um eine Tierfalle. Hier sind es aber weder giftige Gase noch heimtückische Massen, die die Tiere dem Tode ausliefern, sondern es ist die Form des Ortes, die ihnen zum Verhängnis wurde. Es mögen zuerst wohl einige Tiere durch Zufall in die Höhle geraten sein, indem sie vor den Unbilden der Witterung Schutz suchten und in die Höhle krochen. Sie fanden darin den Tod, indem sie in den Kessel abstürzten. Der Geruch des faulenden Fleisches und die Schreie noch lebender Tiere haben dann sofort die Räuber angezogen, die, der Lockung nachgehend, demselben Schicksal verfielen. Es ist anzunehmen, dass viele Tiere, besonders die Bären, nicht sogleich zu Tode stürzten, sondern, noch längere Zeit ruhelos in der Höhle herumwandernd, einen Ausweg suchten, bis sie entkräftet verendeten. Auffallend ist das fast völlige Fehlen von kleinen Raubtieren, die sicherlich nicht gefehlt haben. Da müssen wir allerdings bedenken, dass die kleinen Räuber und Nager viel weniger durch den Sturz Schaden gelitten haben und wahrscheinlich durch die untere Oeffnung der Höhle entweichen konnten, die für die grösseren Tiere nicht gangbar war. So fanden sich ausser zwei Schädeln vom Wiesel weder Fuchs noch Marder und auch keine Murmeltierreste. Dagegen sind die Knochen des Schneehasen sehr häufig. Der Hase ist aber auch bedeutend weniger beweglich und zudem ein nicht besonders intelligentes Tier.

So stellt die Klausenhöhle, wie wir schon bemerkten, ein recentes, noch funktionierendes Gegenstück zu jenen alten, eocaenen Höhlen des Jura dar. Fauna und Klima sind verschieden; dort wurde eine seltsame subtropische Säugetiergesellschaft begraben, und hier finden wir die Reste einer palaeoarktischen Fauna vor. Beide stellen für einen Teil der Naturgeschichte unseres Landes die Archive vor, aus denen wir schöpfen können.

Besondern Reiz würde die Klausenhöhle haben, wenn darin Reste des Steinzeitmenschen

gefunden worden wären. Dies erscheint jedoch schon durch die Gestalt der Höhle ausgeschlossen. Jene Menschen werden es wohl vorgezogen haben, eine weniger mörderische Höhle als Wohnung zu benützen. Aber noch aus einem andern Grunde ist es wenig wahrscheinlich, dass die Klausenhöhle während der Steinzeit bewohnt war und dass im Kanton Uri überhaupt je steinzeitliche Stationen gefunden werden. Alle bekannten alpinen prähistorischen Höhlen liegen natürlich in Gebieten, die auch ehemals zwischen den grossen damaligen Gletscherströmen eisfrei waren. Während der Steinzeit war jedoch der grösste Teil des Kantons Uri bis weit hinauf mit Eis bedeckt. Nur wenige Spitzen ragten aus dem Reussgletscher und seinen Nebengletschern hinaus, und diese dürften nur ungenügende Lebensbedingungen geboten haben. Jedenfalls liegen die Moränen der letzten Eiszeit noch über dem Eingang der Klausenhöhle, so dass diese sicherlich nicht bewohnt war. Diese Ansicht soll jedoch niemand davon abhalten, auch weiterhin den prähistorischen Höhlen seine Aufmerksamkeit zu schenken.

Endlich möge noch auf eine dritte Höhle hingewiesen werden, die zwar schon längst bekannt und auch betreten wurde. Ihre Kenntnis verdanke ich Herrn Stationsvorstand A. Schaller in Flüelen, dem stets rührigen und eifrigen Forscher und Kenner der ernerischen Prähistorik. Ihm an dieser Stelle ein Wort herzlichen Dankes abzustatten, ist mir eine angenehme Pflicht. Unter seiner Führung betrat ich diese Höhle, die zwischen Sisikon und Flüelen etwa 100 m über der Axenstrasse liegt, im Oktober 1933. Das Knochenmaterial, das mein Freund Hans Hürzeler, dem auch hier herzlich gedankt sei, im Naturhistorischen Museum in Basel sichtete und näher bestimmte, hat folgende Fauna ergeben:

<i>Capra ibex</i>	Steinbock
<i>Cervus elaphus</i>	Edelhirsch
<i>Rupicapra rupicapra</i>	Gemse
<i>Capreolus capreolus</i>	Reh
<i>Capra hircus</i>	Ziege
<i>Ovis aries</i>	Schaf
<i>Bos taurus</i>	Rind
<i>Buteo buteo</i>	Mäusebussard
<i>Lyrurus tetrix</i>	Birkhuhn
Accipitride	Falke

<i>Microtus nivalis</i>	Schneemaus
Esox	Hecht

Von besonderem Interesse sind bloss die Reste vom Steinbock, über dessen Schicksal bereits gesprochen wurde, und vom Edelhirsch. Der Edelhirsch ist in der Schweiz, soweit mir bekannt, nur noch in Bünden regelmässig zu treffen. Auch dort wäre er wahrscheinlich schon längst ausgerottet, wenn nicht stetsfort Zuzug aus den wohlgehegten Revieren Oesterreichs geschaffen würde.

Ob der sehr starke Hecht, dessen Knochen vorliegen, durch Menschen in die Axenhöhle gelangte oder durch einen Raubvogel dorthin getragen wurde, ist nicht mit Sicherheit festzustellen.

Es erfüllt uns mit Wehmut, wenn wir sehen, wie die kraftvollsten und schönsten Gestalten unserer heimischen Tierwelt durch den Unverstand und die Habsucht des Menschen uns für immer verloren gingen. Dies gilt für den Steinbock und den Edelhirsch und trotz allem auch für den Bären. Jeder Naturfreund und echte Jäger wird sie vermissen. Es ist für uns ein schlechter Trost, wenn wir die in den Höhlen bleichenden Knochen unserer ehemals so stolzen Bewohner der Berge sammeln und studieren können. Möge sich der Wunsch erfüllen, dass es unsern Nachkommen erspart bleibe, dasselbe mit dem noch verbleibenden Rest unserer Tierwelt tun zu müssen. Möge in elfter Stunde der Gedanke an die Schönheit der Natur und ihrer Lebewesen die egoistischen und gewinnsüchtigen Regungen des Menschen zurückdämmen und eine bessere Einsicht uns die heimische Tierwelt erhalten.

Altdorf. Dr. P. Franz Muheim O. S. B.

### Schlürfen

Der Sinn des Wortes als „Saugendes Trinken“ ist bekannt. Besonders in Betracht fällt das Trinken durch ein Rohr: röhren. Hebr. heisst schlürfen gama 2 (2 = Alef) und davon abgeleitet ist gome 2 = Rohr, Schilf. Altorientalische Abbildungen (vgl. Alte Orient) zeigen dieses Schlürfen hie und da. Auch die Neger benutzen ein solches Rohr, das unten eine Art Sieb besitzt, zum Trinken gewürzter Flüssigkeiten; ich erhielt einmal so eins zum Geschenk.

Noch interessanter aber ist die Verwendung des Wortes gama 2, schlürfen, Job 29.24: Das Ross schlürft stampfend und scharrend den Boden, d. h. es verschluckt ihn, wie ein „Kilometerfresser“ dahin eilend. Das ist wenigstens die gewöhnliche Deu-

tung. Peters allerdings denkt (das Buch Job z. Stelle) bloss an ein Aufwühlen und Einschnaufen des Bodens, trotzdem die gewöhnliche Deutung nicht so ganz abzuweisen ist, da ja auch Shakespeare (King Henry IV. 2. Teil, 1. Akt) den gerade auftretenden Travers die Worte sagen lässt: He seem's in running to devour the way, d. h. Er schien den Weg im Laufe zu verschlingen.

Nun möchte ich noch an das deutsche Wort schlürfen im Sinne von „schleppend gehen“ erin-

nern und beifügen, dass schlürfen (oder etwas gröber schlürfen und schlärpen) meines Erachtens wohl keine Verschlechterungsbildung vom Stamme schlüpfen, schleifen, gleiten (engl. Slip) sein dürfte.

Gleichfalls mag angeführt sein, dass im Arabischen der Umgegend von Mosul guma 2 Schluck bedeutet und dass unser „Gaumen“ nahe beim „Schluck“ ist und an guma 2 anklängt.

F. A. H.

---

# Umschau

---

## Unsere Toten

*Johann Lüthy, Sekundarlehrer, Udligenswil.*

Mit Sekundarlehrer Johann Lüthy, der Samstag, den 21. März, infolge Schlagfluss vom Tod ereilt wurde, ist einer der Wägsten und Besten für immer aus unseren Reihen geschieden.

Johann Lüthy wurde am 11. Dezember 1871 in St. Gallen geboren. Er besuchte das Lehrerseminar in Zug, wo er schon 1889 mit Auszeichnung die Patentprüfung bestand.

Noch im gleichen Jahre wurde der kaum Achtzehnjährige an die Bergschule Glichenberg bei Escholzmatt gewählt, wo sich der gemütvoller, blutjunge Lehrer und helläugige Naturfreund bei Eltern und Kindern grosser Beliebtheit erfreute. Wir treffen den berufenen Jugendbildner in der Folge als Primarlehrer in Root, in Wohlen (seiner Heimatgemeinde) und in Richenthal, als Sekundarlehrer in Hochdorf, als Professor an der Mittelschule in Sursee, als Erzieher in der hochangesehenen Familie Zay in Obwalden und endlich als Sekundarlehrer in Udligenswil.

Ueberall errang sich der reichbegabte, charakterfeste, liebevolle Erzieher hohes Ansehen und die Liebe und Verehrung seiner Schüler.

Herr Kantonsschulinspektor W. Maurer, einst Lüthys Kollege an der Mittelschule Sursee, zeichnet dessen Wesen und Wirken wie folgt: „Sein Unterricht war ausgezeichnet nach Methode und Wissenschaft. Auf die jungen Studenten übte er einen prächtigen erzieherischen Einfluss aus, wenig durch Worte, dagegen viel durch seine eines Jugendbildners und Erziehers würdige Lebensführung. Wir jüngere Kollegen schauten

stets mit Hochachtung zu unserem erfahrenen, charaktvollen ältern Berufsgenossen auf. Wir verdankten ihm auch manchen klugen Rat in Erziehungsfragen, wie sie sich namentlich bei Schülern im Alter von 16—18 Jahren immer wieder stellten. Auf manchem gemeinsamen Spaziergang an freien Nachmittagen wusste er seine jüngern Kollegen in unaufdringlicher Weise auf naturkundliche, geographische und mathematische Wissensgebiete zu lenken. Dabei kam auch der Humor zu seinem Rechte, und Freund Lüthy gab auch nach dieser Seite köstliche Anregungen. Als musikalisch sehr tüchtig gebildeter und feinfühligere Mann stellte er sein Können in den Dienst der Kirchenmusik, aber auch geselliger Anlässe. Bei der ganzen Bevölkerung stand Herr Lüthy mit Recht in hohem Ansehen.“

Ein heimtückisches nervöses Leiden, das den Ruhelosen schon aus Root und Wohlen, wo ihm ebenfalls viele Freunde und Verehrer wohnen, vertrieben, zwang ihn auch in Sursee wieder zum Aufbruch. Erst als er für mehrere Jahre auf die öffentliche Lehrtätigkeit verzichtete, besserte sich sein Gesundheitszustand.

In Obwalden lernte unser Pilgrim und Wandersmann in Fräulein Josephine Durrer eine liebevolle, hochgesinnte Lebensgefährtin kennen, die er im Jahre 1906 zum Altare führte.

Im Jahre 1912 wurde der Verewigte als Lehrer an die Sekundarschule Udligenswil gewählt. Hier gründete Johann Lüthy ein trautes Heim, darin ihm eine glückliche Kinderschar erblühte. Vor